



Ein langes Leben

Immer mehr Menschen mit Behinderung werden alt. So wie Rolf Beckmann, geboren 1938, kurz bevor die Nazis Tausende Kinder mit Behinderung ermordeten. Was weiß er noch?

Von Anna-Lena Jaensch, Zeit Online, 13.02.2024

"Guten Morgen, Herr Beckmann!" Zack, Decke weg. Raus aus dem Bett, rein in den Rollstuhl. Es dauert kaum fünf Minuten, dann sitzt er schon da. Eine Pflegerin hilft ihm beim Anziehen und Waschen, dann muss sie ins nächste Zimmer und Rolf Beckmann zum Frühstück. Zwei geschmierte Leberwurstbrote liegen bereits an seinem Platz auf einem Teller, daneben ein Silberschüsselchen mit Medikamenten. Er kippt sie sich wortlos in den Mund. Beckmann beschwert sich nicht. Er kennt es nicht anders. Sein Tag hat seit Jahren eine Struktur, die sich kaum je ändert, bei der mit leichten Variationen immer dieselbe Reihenfolge eingehalten wird, wie bei einem Barocktanz.

Rolf Beckmann, ein Mann mit verschmitztem Blick und knarrender Stimme, lebt in Bethel, einem Vorort von Bielefeld, in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung. Es gibt Tausende in Deutschland, die wie er mit einer geistigen Behinderung zur Welt kamen – und die deshalb auf die Unterstützung anderer angewiesen sind. Was seinen Fall speziell macht, ist sein Alter: Beckmann wurde im Jahr 1938 geboren. Er ist heute 85 Jahre alt. Er ist ein alter Mann.

Jeden Morgen isst er seine zwei Brote. Jeden Morgen hört er sich die Morgenandacht bei WDR 4 an. Jeden Morgen kämmt Rolf Beckmann sich danach die mittlerweile weißen Haare nach hinten, schaut kurz in den Spiegel des gelb gekachelten Badezimmers und fährt dann mit seinem Rollstuhl zum Büro des Mannes, der wahrscheinlich der Wichtigste in seinem Leben ist: sein Betreuer Stefan Warmuth. Er stellt sich vor die offene Tür und wartet geduldig, bis der seine morgendlichen Besprechungen beendet hat. "Morgen, Stefan", sagt er dann, während die Mitarbeiter an



ihm vorbeidrängen, "Guten Morgen, Rolf", sagt Warmuth, ein kerzengerader Mann mit rechteckiger Brille. Mehr als diesen kurzen Gruß will Beckmann nicht. Mit vorsichtig tastenden Bewegungen schiebt er seinen Rollstuhl Zentimeter für Zentimeter weiter.

Von der Welt draußen bekommt Rolf Beckmann nur wenig mit. Er hat kein Internet, nicht einmal ein eigenes Telefon. Er weiß nichts von Klimaklebern, von Bauernprotesten, er kennt keine Rockstars oder Influencer. Da ist eigentlich nur der Papst, der ihn jeden Morgen aus einem Bilderrahmen über seinem Bett anblickt.

Seine Tage verbringt er in den TGA, den "tagesgestaltenden Angeboten", die Stefan Warmuth im Keller des Hauses leitet. Ein großer roter Ballon baumelt dort an einem Seil von der Decke, auf den Tischen liegen Puzzleteile, Brettspiele, dicke Buntmalstifte. Ein Schmetterling aus Transparentpapier klebt an einer Betonsäule, halbausgemalte Mandalas schmücken die Wände.

Von Montag bis Freitag sitzt er dort mehrere Stunden lang mit Brigitte, seiner Spielpartnerin, sie rollen einen Ball hin und her, über die Tischplatte hinweg, während er Traubensaft trinkt. Er weiß es nicht, aber es ist ein Wunder, dass er dort so sitzt.

Die Lebenserwartung von Menschen mit Behinderung ist durch bessere medizinische Versorgung und Pflege überall in der westlichen Welt in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen. Menschen, die früher oft schon im Kindesalter gestorben wären, leben heute bis ins Rentenalter. In vielen wohlhabenden Ländern liegt ihre Lebenserwartung heute bei über 60 Jahren. In Deutschland gibt es Prognosen, dass sich die Zahl der Menschen mit geistiger Behinderung, die älter als 60 Jahre sind, zwischen 2010 und 2030 vervierfachen wird. Nie zuvor wurden so viele Menschen mit Behinderung so alt.

Dass dieser Anstieg in wenigen Jahren so dramatisch ausfällt, hat in Deutschland noch einen anderen, sehr viel düsteren Grund. In deutschen Einrichtungen für Menschen mit Behinderung fehlen Hunderte, vielleicht Tausende alter Menschen. Dass dies nicht weiter auffällt – dass es nahezu komplett verdrängt wurde –, liegt vielleicht auch daran, dass es schwerfällt, in Abwesenheiten zu denken; in dem, was hätte sein können.

Das Dritte Reich überlebte nur etwa ein Drittel derjenigen, die in deutschen



Einrichtungen für Menschen mit Behinderung untergebracht waren. Die Nationalsozialisten ermoderten etwa 300.000 Menschen mit Behinderung. Sie wurden vergast, vergiftet, viele verhungerten. Dabei wurden auch Tausende Jugendliche, Kleinkinder und Babys getötet, die geistig behindert waren. All diese Menschen wurden nie alt.

Rolf Beckmann ist eine Ausnahme. Er hat überlebt. Seit 62 Jahren wohnt er in Bethel. Mehr als zwei Drittel seines Lebens hat er dort verbracht. An ihm kann man sehen, welche Spuren die ersten Jahrzehnte nach dem Krieg bei diesen Menschen hinterlassen haben. Wie besonders der Umgang mit ihnen deshalb sein muss. Aber auch, wie schwierig es ist, ihre Vergangenheit zu rekonstruieren, um zu verstehen, wer sie heute sind.

Die Geschichte von Rolf Beckmann ist voll von Lücken. Es gibt nicht viel, was man heranziehen kann, um sie zu füllen. Es gibt ein paar Aufzeichnungen der Bodelschwingschen Stiftung, die die Einrichtung in Bethel betreibt, in der er lebt. Hinzu kommen ein paar Erinnerungsfetzen. Mehr ist es nicht. Beckmann ist es nicht gewohnt, Fragen zu beantworten, die nicht das Hier und Jetzt betreffen. Es fällt ihm schwer, seine eigene Geschichte zu erzählen.

Beckmann wuchs als eines von acht Kindern erst in Haltern am See auf, am nördlichen Rand des Ruhrgebietes, so verrät es seine Akte. Später zog seine Familie ins wenige Kilometer entfernte Recklinghausen. Ein Bruder von ihm starb im Alter von fünf Jahren bei einem Verkehrsunfall, ein anderer Bruder fiel als 19-Jähriger im Zweiten Weltkrieg. An zwei Schwestern und einen Bruder kann er sich erinnern. Die eine ist mittlerweile verstorben, die andere hochbetagt und dement. Ob der Bruder noch lebt, weiß er nicht. Der Kontakt ist längst abgebrochen. An die zwei übrigen Geschwister hat er keinerlei Erinnerungen mehr.

Als Kind fiel ihm die Schule schwer, zweimal musste er eine Klasse wiederholen. Dass sein Gehirn vermutlich bereits während seiner Geburt durch einen Sauerstoffmangel geschädigt wurde, erkannten seine Ärzte erst viel später. Im Jahr 1948, da war er zehn Jahre alt, bekam er das erste Mal einen epileptischen Krampfanfall – zumindest den ersten, der in seiner Patientenakte festgehalten wurde. Er hatte großes Glück, dass dies nicht früher geschah. Die Nationalsozialisten wurden nie auf ihn



aufmerksam. Er musste sich wohl nie verstecken.

Mit 15 Jahren verließ er die Volksschule und wurde Beifahrer in einem Zeitschriftenvertrieb. Er trug, das lassen die Aufzeichnungen zumindest so vermuten, Zeitungen im Ruhrgebiet aus. Irgendwann in dieser Zeit häuften sich die epileptischen Anfälle.

1962, als die Kubakrise die Welt an den Rand eines Atomkrieges brachte, Marilyn Monroe starb und die Rolling Stones ihren ersten Auftritt spielten, geriet Rolf Beckmanns Leben aus den Fugen. Er verlor seinen Job. In seiner Akte steht: "Am 4.5.62 rief der Arbeitgeber an, die Berufsausübung sei zu gefährlich, weil er bei seinen Anfällen den Autofahrer und den Verkehr gefährde." Im selben Jahr starben seine Eltern kurz nacheinander. Die Mutter an Magenkrebs, der Vater an einer Leberzirrhose. "Auf dem Friedhof, wo meine Eltern beerdigt wurden, da kamen mir Tränen. Eine nach der anderen", sagt Beckmann. "Meine älteste Schwester sagte zu unserem Bruder: Bring den nach Hause, der weint ja andauernd."

Seine Schwester musste nun für ihn sorgen. Und irgendwann in diesem Jahr nach dem Tod der Eltern merkte sie, dass sie es nicht mehr schaffte. Sie brachte ihn nach Bethel.

Beckmann hat ihr das nie verziehen. "Einfach so was zu machen. Mich nach Bethel zu schicken", sagt er. Er beginnt zu weinen, kramt in seinem Rollstuhl nach einem Stofftaschentuch und drückt es sich fest auf die Augenlider. "Das ist eine schwere Strafe", sagt er. Beckmann hat das Gefühl nie verlassen, dass er damals abgeschoben wurde; dass seine Schwester ihn einfach zurückgelassen hat, an einem fremden Ort.

Die Anlagen in Bethel sind riesig. Sie sind es heute, und sie waren es damals schon. Es ist schwer, sie zu überschauen. Bethel ist eine der größten diakonischen Einrichtungen Europas, gegründet im Jahr 1867, heute vertreten in acht Bundesländern. 230.000 Menschen werden dem Sozialunternehmen zufolge jährlich von mehr als 24.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern beraten, behandelt oder betreut. In Bielefeld-Bethel befindet sich der Hauptsitz. Ein ganzer Stadtteil ist benannt nach der Einrichtung. Die Häuser tragen biblische Namen: Haus Gilead, Mamre-Patmos-Schule oder Künstlerhaus Lydda. Die Bürgersteige sind abgesenkt, Bäckereien barrierefrei zugänglich, und um 16 Uhr, wenn die Tageseinrichtungen schließen, sind die Straßen



plötzlich voll mit den roten Kleinbussen des Fahrdienstes für Menschen mit Behinderung. Bethel, der Stadtteil, besteht aus Bethel, der Einrichtung.

Heute wohnt Beckmann in einem gigantischen grauen Plattenbau, der den großen biblischen Namen Haus Emmaus trägt. Er lebt hier mit etwas mehr als hundert anderen Seniorinnen und Senioren zusammen, die fast alle mit einer geistigen Behinderung zur Welt kamen. Er hat heute ein helles Einzelzimmer mit eigenem Bad.

Als Beckmann in Bethel ankam, waren die Häuser weniger freundlich, weniger komfortabel. Sein erstes Zimmer habe er sich mit sieben Männern teilen müssen. Damals waren die Häuser streng nach Geschlecht getrennt, das weiß er noch. Mehr erzählt er nicht. "Ist lang her", sagt er. So lang, dass er sich nicht daran erinnere.

Es gibt allerdings Berichte aus dieser Zeit, die verraten, in was für eine Einrichtung er damals kam. Sie deuten an, dass er möglicherweise aus guten Gründen an nichts erinnert werden möchte aus jener Zeit.

Der Krieg war bereits 17 Jahre vorbei, als Beckmann in Bethel ankam, wo man während der Nazizeit unter anderem über 1.600 Menschen mit Behinderung zwangssterilisiert hatte. Doch teilweise arbeiteten nach Kriegsende noch Menschen dort, die an den Morden der Nazis beteiligt gewesen waren. Die Witwe von Heinrich Himmler kam in Bethel unter und arbeitete in der Weberei. Der ehemalige Leiter der Gestapo in Prag, Ernst Gerke, der "Henker von Prag", arbeitete dort ab 1957 als Justiziar. Als Beckmann in Bethel ankam, war Gerke immer noch einer der leitenden Angestellten in der Verwaltung der Stiftung.

Und zumindest etwas von der Verachtung und dem Hass auf Menschen mit Behinderung hatte den Krieg überdauert. Als die Historikerin Ulrike Winkler und ihr Kollege Hans-Walter Schmuhl vor einiger Zeit untersuchten, wie die Menschen von 1960 bis 1980 in Bethel behandelt wurden, entdeckten sie Hinweise auf eine ganze Reihe von Übergriffen, die sich wohl auch im Haus Saron ereignet hatten – dort, wo Beckmann zu dieser Zeit lebte.

Ein Bewohner gab im Jahr 1973 an, vom Leiter des Hauses Saron, dem sogenannten Hausvater, misshandelt worden zu sein. Auch andere Bewohner und Mitarbeitende beschwerten sich bei der Teilanstaltsleitung über die brutalen



Verhältnisse. Als ein Bewohner bei einem Sturz einen Schädelbasisbruch erlitt und daran verstarb, wurde ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung gegen den Hausvater aufgenommen, weil er keine Hilfe holte. Das Verfahren wurde später eingestellt. 1976 startete ein entlassener Bewohner mithilfe seines Betreuers eine Petition an den Landtag von Nordrhein-Westfalen: Der Hausvater, so die Vorwürfe laut der Studie, "habe ihn wiederholt geschlagen, ihn, nachdem er sich eingenässt hatte, mit dem Gesicht in den Urin gedrückt, ihn schikaniert, seine Post gelesen und ihm Geld vorenthalten". Auf eine Nachfrage des Gesundheitsamtes der Stadt Bielefeld hätten Vertreter der Einrichtung alle Vorwürfe zurückgewiesen. Der Hausvater blieb bis 1978 im Haus Saron.

Die Erinnerungen von Rolf Beckmann setzen erst irgendwann in den Achtzigerjahren wieder ein. Nach etwa zwanzig Jahren in Bethel, im Jahr 1983, lernte er den Mann kennen, den er heute als seinen einzigen Freund bezeichnet.

Stefan Warmuth war damals in seiner Ausbildung zum Diakon und machte dabei auch Station im Haus Saron, wo sich mittlerweile ein neuer Hausvater für eine Verbesserung der Wohnsituation der Bewohnenden einsetzte. Über vierzig Jahre sind seitdem vergangen, fast ein ganzes Berufsleben. Mittlerweile leitet Warmuth zwei Einrichtungsbereiche in Bethel und steht selbst kurz vor der Rente. Er und Beckmann sind zusammen alt geworden.

Warmuth erzählt, wie hart der Umgang mit den Bewohnenden damals oft war, als er zunächst als vierzehnjähriger Praktikant anfang. Warmuth hospitierte auf einer Station, auf der sich vierzehn Männer einen Schlafsaal teilen mussten, einen großen Waschraum, einen großen Toilettenraum. Bewohnende, die sich aggressiv verhielten und dabei sich selbst oder andere gefährdeten, wurden an einen Stuhl gebunden, "fixiert", oder ins "Stübchen" eingeschlossen, eine Isolationszelle.

"Es war schon eine gewisse Form von Gleichschaltung", sagt Warmuth: "Das entstand aber rein aus der Not heraus, und nicht, weil man dachte, die Menschen seien es nicht wert." Damals habe es deutlich weniger Personal gegeben, weniger finanzielle Mittel. Die Mitarbeitenden hätten oft zwölf Tage am Stück gearbeitet, von morgens bis abends, ohne Pause. "Ich reagiere sehr empfindlich, wenn Leute, die das nicht selbst erlebt haben, über diese Zeit urteilen. Ich habe sehr viel Engagement und Bemühen erlebt, es den Bewohnern so schön wie möglich zu machen", sagt er.



An seine erste Begegnung mit Rolf Beckmann erinnert sich Warmuth noch genau. "Früher hat Herr Beckmann ein U-Boot-Leben geführt", sagt er: "Ich werde nie vergessen, wie der damalige Hausvater mit mir durchs Haus ging und mir die Männer dort vorstellte. Als er bei Herr Beckmann an der Tür klopfte, saß der in einem abgedunkelten Raum. Er lebte in selbstgewählter Isolation."

Tagsüber arbeitete Rolf Beckmann in einer Friedhofsgärtnerei in Bethel, eine Arbeit, die ihm keinen Spaß machte, denn eigentlich wollte er Schuster werden, den Betrieb des Großvaters übernehmen. "Aber durfte ich ja nicht", sagt Beckmann. Nach der Arbeit setzte er sich in sein Zimmer und zog die Vorhänge zu. Nur für den Ministrantendienst in der Bethelgemeinde, der Glaubensgemeinschaft der Einrichtung, ging er nach draußen in die Friedhofskapelle, in der die katholischen Gottesdienste abgehalten wurden. Und lernte dort, nach etwa 25 Jahren seines Lebens in Bethel, Gerda kennen, seine Frau.

Sie sitzt im vierten Stock des Betonhauses, in dem auch Beckmann lebt, auf ihrem Bett und wartet und leidet; eine ganz kleine Frau mit Kurzhaarschnitt, die einen grauen Wollpullover trägt, obwohl es Ende Juli ist. Normalerweise würde Gerda jetzt in der Silberschmiede mit einem Webrahmen bunte Bilder aus Stoff weben. Aber das hat sie schon seit Tagen nicht mehr geschafft. Sie ist schwer krank. Ihre Nieren arbeiten nicht mehr richtig. Heute musste sie sich wieder und wieder erbrechen. Sie sieht die Welt nur noch doppelt. Ihre Beine, sagt sie, seien so schwer geworden, dass sie es kaum noch schaffe aufzustehen.

Erzählen möchte sie trotzdem, über ihre Mutter, die sie wegen ihrer epileptischen Anfälle für eine Untersuchung nach Bethel brachte und sie nie wieder abholte, denn während Gerda in der Bethel-Klinik untersucht wurde, verstarb ihre Mutter ganz plötzlich. Sie erzählt über ihre Zeit als ehrenamtliche Küsterin in Bethel, über ihr Vorhaben, Ordensschwester zu werden, das nie Wirklichkeit wurde. Weil sie hier Rolf Beckmann kennenlernte, bei Spaziergängen hoch zur Auferstehungskapelle, der kleinen Friedhofskapelle beim alten Zionsfriedhof.

"Wir sind immer gemeinsam zur Kirche hoch und auch wieder von der Kirche zurück nach Hause", zurück in ihre Zimmer in Bethel, erinnert sie sich.



Rolf Beckmann sagte nie viel, aber er brachte ihr immer Schokolade mit. Das imponierte Gerda. Als er einmal ins Krankenhaus musste, besuchte sie ihn – im Gegensatz zu der Freundin, die er damals hatte. Er bat Gerda, ein Telefon zu holen. "Und dann haben wir seine Schwester angerufen. 'Ach Rolf, nimm du doch deine Gerda, Gerda passt doch besser zu dir als die andere', sagte die Schwester." Kurz darauf habe er Gerda gefragt, ob sie ihn heiraten möchte, und sie sagte Ja.

Die 79-Jährige deutet auf eine verschwommene Fotografie in ihrem Zimmer, Händchen haltend stehen sie und Rolf Beckmann vor einer schweren Kirchentür, sie in dunkler Tracht, er im dunklen Anzug, die Gesichter kaum erkennbar. Vor 28 Jahren ließen die beiden sich trauen, in einer kleinen Zeremonie in der Friedhofskapelle.

Die ersten vierzehn Jahre ihrer Ehe verbrachten sie in einer gemeinsamen Wohnung in einer betreuten Wohnanlage in Bethel. Mittlerweile haben sie getrennte Zimmer, aber sie teilen immer noch jeden Tag etwas Zeit miteinander, meistens beim Essen oder beim gemeinsamen Fernsehen in Gerdas Zimmer. Im Speiseraum sitzen die beiden nebeneinander am Tisch, sie links, er rechts.

Früher sind sie jeden Sonntag den Hügel rauf zur Friedhofskapelle gegangen. Das schaffen sie nicht mehr. Sie haben dafür ein Ersatzritual gefunden, das weniger malerisch ist, aber dafür altersgerecht: Jeden Donnerstag fahren sie gemeinsam mit dem Aufzug nach unten, um an der Andacht im Keller des Hauses teilzunehmen. "Donnerstag komme ich wieder runter", sagt sie am Montag, als der Diakon Stefan Warmuth kurz in ihrem Zimmer vorbeischaute: "Da müsst ihr mich aber holen." Warmuth legt seine Hand auf ihren Arm. "Machen wir." Dann legt sie sich wieder hin.

Als der Donnerstag kommt, regnet es draußen. Stefan Warmuth bereitet im Keller die Andacht vor. Seine braunen Lederslipper huschen über den Steinboden. Gemeinsam mit einer Kollegin legt er Tücher, Holzkreuz und Blumenstrauß auf einen Basteltisch, der sein Altar ist. Er zündet die Kerzen auf der Fensterbank an. Stefan Warmuth blickt auf die Uhr, runzelt die Stirn. Setzt sich an seinen Schreibtisch. Fährt den Computer hoch. Blickt wieder auf die Uhr. Doch der Gang vor seinem Büro bleibt leer. Als Beckmann nach einer halben Stunde schließlich kommt, sieht man ihm sofort an, dass er schlechte Laune hat. Auf dem Weg haut er den roten Luftballon, der von der Decke baumelt.



"Guten Morgen, Rolf", sagt Stefan Warmuth. Rolf Beckmann hält den Kopf gesenkt. "Morgen", murmelt er und blickt auf seine Oberschenkel. Warmuth beugt sich nach unten, um seinen Blick einzufangen. Erfolglos.

"Heute nicht so viel reden?", fragt er vorsichtig. Kopfschütteln.

"Geht's dir nicht so gut?" Keine Antwort.

Stefan Warmuth weiß, was ihn umtreibt: Gerda ist inzwischen ins Krankenhaus gekommen, mit einer Niereninsuffizienz.

Rolf Beckmann möchte nicht sprechen, keine Fragen gestellt bekommen und keine Antworten geben müssen. Er möchte seinem gewohnten Tagesablauf folgen, Ballspielen, Mittagessen, zur Andacht und dann wieder nach oben auf sein Zimmer.

Warmuth beginnt die Andacht damit, dass er in die Mitte tritt. Einige Bewohner des Hauses sind dazugekommen. Er spricht über Licht und Dunkelheit. Rolf Beckmann schiebt seinen Rollstuhl mit zitternden Händen immer weiter nach vorne, bis er direkt vor dem Altar sitzt, um jedes Wort zu verstehen. Zum gemeinsamen Singen zieht ihn Warmuth sachte zurück an seinen Platz.

In den nächsten Tagen bleibt Gerdas Platz am Esstisch leer. Und mehrere Male auch der von Rolf Beckmann. "Er geht manchmal nicht zum Essen, dann muss man es ihm ins Zimmer bringen. Er vermisst sie schon sehr", sagt eine 71-jährige Mitbewohnerin und blickt zu Beckmann, der regungslos dasitzt.

Zurzeit spreche er wieder oft von Kister, sagt sie dann noch.

Kister ist ein Mann, den es nur in Beckmanns Einbildung gibt; eine Art Mitbewohner, der ihn mit Befehlen und Verboten quält, ihn anschreit und zurechtweist. Er ist Teil seiner paranoiden Schizophrenie. Beckmann hat dieser Halluzination den Namen eines Mannes gegeben, der vor vielen Jahren zusammen mit ihm im Haus Saron wohnte und der immer noch in Bethel lebt. Sein Name wurde deshalb für diesen Text geändert.

Die Pflegekräfte arbeiten um diese Halluzination herum. Sie versuchen nicht, sie aufzulösen. Einer Auszubildenden, die neu auf der Station ist, sagt Warmuth: "Es bringt nichts, ihm das auszureden. Sie müssen in seine Welt mit einsteigen. Ich sage Herrn Beckmann: Rolf, am Sonntag sehe ich Kister, dem werde ich mal den Marsch blasen."



Dann ist Rolf erst mal zufrieden. Dann weiß er, ich kümmere mich."

Beckmann nimmt seit Jahrzehnten Medikamente gegen das, was die Ärzte "psychotische Episoden" oder "halluzinatorische Sinnestäuschungen" nennen. Die Medikamente haben starke Nebenwirkungen. Vor etwa 15 Jahren wurde bei Beckmann eine Parkinsonerkrankung festgestellt, die wahrscheinlich durch seine Medikamente verursacht wurde. Seit vielen Jahren kann er deshalb nicht mehr schreiben, durch keine Zeitschriften mehr blättern. Seine Hände zittern meist zu stark, vor allem in emotionalen Situationen kann er sie kaum kontrollieren. In seiner Wahrnehmung ist es aber nicht sein eigener Körper, sondern Kister, der ihn in seinem Handeln einschränkt, ihm das Lesen und Schreiben verbietet.

Seit Gerda im Krankenhaus ist, kommen diese Wahnvorstellungen wieder öfter und eindringlicher. Die Sorge um seine Frau gehe so weit, dass er sie auf andere wichtige Menschen in seinem Leben übertrage, sagt ein Pfleger. Vor ein paar Tagen dachte er plötzlich, dass seine Schwester tot wäre. Seine Schwester ist inzwischen schwer dement. Der Pfleger hat zusammen mit Beckmann bei ihr angerufen, um ihn zu beruhigen. Seit Jahren haben die beiden nicht mehr miteinander gesprochen. Sie hätten sich am Ende des Gesprächs auf einen Kaffee in Köln verabredet. "Das ist weit entfernt von der Realität, aber am Ende waren beide glücklich und haben am Telefon geweint."

Die Tage vergehen. Rolf Beckmann glaubt, dass Kister seinen Rollstuhl kaputt macht; dass er ihm verbietet, zur Andacht zu gehen. Er geht trotzdem, aber erst, nachdem eine Pflegerin ihm gut zuredet und ihm Medikamente zur Beruhigung gibt.

Nach drei Wochen besucht er Gerda gemeinsam mit einer Pflegerin im Krankenhaus. Doch seine Frau war kaum ansprechbar, erzählt die Pflegerin, als die beiden nochmals eine Woche später über den Besuch sprechen. "Hat fast nichts geredet", sagt Rolf Beckmann und zieht die Schultern nach oben. "Die muss man erst mal liegen lassen, bis sie wieder richtig zu sich kommt. Sonst hört man ja nichts aus ihrem Munde."

Ob er trotzdem mit ihr gesprochen hat? "Nee, sie ja auch nicht."

Möchte er noch mal hingehen? "Sowieso."

Die Pflegerin, die mit ihm im Krankenhaus war, sagt, sie habe versucht, mit ihm



darüber zu sprechen, dass Gerda vielleicht nie wiederkommen werde. Dass seine Frau vielleicht bald sterben werde. "Ich glaube nicht, dass das richtig bei ihm angekommen ist."

Am Nachmittag wird Rolf Beckmann von einer Alltagsbegleiterin zu einem Spaziergang abgeholt. Der Regen ist vorbei. Die Sonne brennt auf seine hellen Arme. Als sie die Silberschmiede passieren, die Gerda bis vor Kurzem noch jeden Tag besuchte, sagt er mehr zu sich selbst als zu seiner Begleiterin: "Sie hat zu viel gearbeitet." Auf dem Weg ist er schweigsam.

Als er von seiner Spazierfahrt zurückkommt, wirkt er zufriedener. Er fährt nach oben in sein Zimmer, vorbei an Gerdas Tür. In seinem Raum drückt er die Taste des klobigen Radios auf seinem Tisch nach unten. Aus dem Lautsprecher kommt: The Moody Blues, Nights in White Satin. Die Sonne scheint auf seinen kleinen Balkon. Er versucht, die Balkontür zu öffnen, aber sein Rollstuhl passt nicht durch den Spalt zwischen Bett und Schreibtisch. Also blickt er von drinnen auf die Balkonbrüstung, hinter der sich Bethel über Hügel und Tal hinweg erstreckt, der Ort, an dem er fast sein ganzes Leben verbrachte. Seine Hände beginnen zu zittern. Eine Pflegerin kommt in sein Zimmer, um ihn ins Bett zu bringen. Es ist 19 Uhr.

So gehen die Tage vorbei: Schlafen. Geweckt werden, waschen, anziehen, Frühstück, Keller, Mittagessen, Keller, Abendessen. Und das Ganze wieder von vorne.

Gerda kommt zurück, kehrt bald darauf wieder ins Krankenhaus zurück, kommt wieder zurück, kommt wieder ins Krankenhaus. Die Hauptaufgabe der Nieren ist es, den Körper von Giftstoffen zu befreien. Schaffen sie das nicht mehr, was bei einer Niereninsuffizienz der Fall ist, kann eine Blutwäsche helfen. Doch Gerda lehnt das ab. Sie sei zu geschwächt für eine Dialyse, erklärt Stefan Warmuth.

Wenige Tage vor Weihnachten stirbt Gerda.

Rolf Beckmann saß in der ersten Reihe der Friedhofskapelle, während der Pfarrer die Trauerfeier abhielt, erzählt Warmuth einige Wochen danach. Es war der Ort, an dem sie sich kennenlernten, der Ort, an dem sie sich das Ja-Wort gaben. Stefan Warmuth war bei ihm, er begleitete ihn nach der Kirche auf den Friedhof, den Rolf Beckmann vor vielen Jahren als Gärtner pflegte. Doch der Weg zu Gerdas Grab war steil und matschig,



Beckmanns Rollstuhl blieb stecken. Er musste auf halbem Weg abbrechen, erzählen die beiden später. Er hat es nicht dorthin geschafft.

"Vielleicht klappt es ja im Frühjahr, wenn es eine Weile nicht geregnet hat", sagt Stefan Warmuth. Ein Monat ist inzwischen vergangen, Beckmann konnte das Grab immer noch nicht besuchen, die Blumen darauf sind längst verwelkt. Rolf Beckmann zuckt mit den Schultern. Ob er Gerda vermisse? "Nee", sagt er. "Gar nicht. Dafür hab ich ja die Bilder. Einmal im Goldrahmen, einmal im silbernen."

Im Himmel, sagt er, werde er sie vielleicht wiedersehen. Sie sei bestimmt schon dort.

"Kommst du da auch hin?", fragt Warmuth ihn. Beckmann legt eine Hand hinter sein Ohr, als habe er ihn nicht verstanden.

"Ob du auch in den Himmel kommst. Zu Gerda", ruft Warmuth, die Hände vor dem Mund zu einem Trichter geformt.

"Das weiß ich noch nicht", antwortet Beckmann und lacht.